

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Neunundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 14.

Stuttgart, 4. April.

1886.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direct an Herrn Dr. Carl Müller in Stuttgart, Kurzstraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Die Paumarys. Nach G. Wallis' Nachlaß von P. Petersen. S. 261. — 2. Tyrns. Von Artillerie-Hauptmann E. Böttcher. (Schluß.) S. 266. — 3. Ein Besuch auf Bermuda. S. 270. — 4. Ob Drift- oder Gletscher-Theorie? Von Theodor Dörbeck in Hamburg. S. 274. — 5. Geographische Neuigkeiten. S. 277. — 6. Kleinere Mitteilungen: S. 278. Das große Weideland der Vereinigten Staaten. Die Olivenzucht in Californien. — 7. Litteratur. S. 279. — 8. Korrespondenz. Berichtigung. S. 280.

Die Paumarys.

Aus G. Wallis' Nachlaß von P. Petersen.

Wir führen die Leser heute nach einem entfernten, sehr wenig bekannten Winkel der Erde, an einen der mächtigsten, rechtseitigen Zuflüsse des gewaltigen Amazonen-Stromes, der noch von wenigen so eingehend erforscht worden ist, als von G. Wallis aus Detmold, diesem unermüdlchen botanischen Reisenden, der, leider zu früh, ein Opfer seines eifrigen Strebens um die Naturwissenschaft wurde und nicht mit Unrecht in der „Natur“ der „König“ der botanischen Reisenden genannt wird: an den Purus.

Der Purus entspringt unter dem 11.° f. Br. in Peru, durchfließt den nördlichen Teil von Bolivia und mündet unter 3½° f. Br. in den Amazonen-Strom, nachdem er in seinem Unterlaufe das weite Thal des Amazonas in unzähligen Windungen durchschnitten hat und eine Menge kleinere und größere Beiflüsse ihre tiesschwarzen Wasser mit seinen trübgelben Fluten vermischt haben. An diesem Ströme traf Wallis auf gefleckte Menschen, über die er folgendes berichtet:

Mit dem 4. März liefen wir endlich in den Lago de Jacará oder Krokodil-See ein, und damit trat auch eine Veränderung in die bisherige Monotonie. Wir befanden uns im Bereiche — nicht so sehr der Krokodile, wie der Leser vielleicht annehmen mag — sondern der gefleckten Menschen, der Paumarys-Indianer. Mit Verwundern hatten wir schon aus der Ferne ihre, auf dem Wasser schwimmenden Hütten betrachtet und waren nun um so

gespannter, uns mit diesem Volke und seinen Lebensgewohnheiten bekannt zu machen. Bei unserer Ankunft fanden wir indessen die Hütten leer. Manoel jedoch, mit allen Eigentümlichkeiten und Gewohnheiten der Indianer vertraut, wußte sie bald aufzustöbern. Die Eigentümer der schwimmenden Wohnungen waren auf den Fischfang ausgezogen, und bald brachte er sie zurück.

Wir hatten gute Gelegenheit, Männer, Frauen und Kinder mit Muße zu betrachten. Die Paumarys sind kräftige, wohlgebaute, nur durch ihre Flecken entstellte Leute. Die Flecken sind heller als die übrige Haut, von verschiedener Form und Größe, und höchst ungleich über den ganzen Körper verbreitet. Am häufigsten kommen sie an den Körperteilen vor, die der gegenseitigen Berührung besonders ausgesetzt sind, an den Extremitäten und auf dem Leibe, dagegen fast nie im Gesicht. Gibt es auch einzelne Personen, die kaum weitere Abzeichen als an den Händen tragen, so sind wieder andere über einen großen Teil des Körpers fast tigerartig gefleckt. Niemand ist frei von den Flecken, doch sind diese auch niemals so weit ausgebildet, daß sie die übrige gesunde Haut überwiegen.

Die ergriffenen Stellen erblassen mehr und mehr, bis sie endlich unserer Hautfarbe im äußeren Ansehen gleichkommen; oft sind unversehrt gebliebene kleinere Stellen mit eingeschlossen, daß also das Umgekehrte der Fall ist, eine wirklich positive Befleckung eintritt. Die ursprüngliche Färbung der Paumarys ist, wie bei den meisten Indianern des äquatorialen Amerika's, eine zimmetbraune. Die Haare sind weniger schwarz, sondern ziehen mehr ins Braune.

Das Phänomen der gefleckten Haut steht freilich nicht vereinzelt da. Ich hatte auch bei anderen Stämmen in wenigen Fällen Gelegenheit, dasselbe zu beobachten, und es ist nach meinem Dafürhalten immer falsch beurteilt worden. Auf mehrere Gründe gestützt, möchte ich, der Ansicht einiger Reisenden widersprechend, es nicht als eine Krankheit, nicht einmal als eine Folge der Lebensweise, sondern einfach als ein bloßes kutanisches Uebel, durch mikroskopische Tierchen entstanden, erklären.

Da das Uebel durch den Umgang sich mittheilt, so glaubte ich ein sicheres Mittel gefunden zu haben, diese meine Ansicht näher zu bewahrheiten. Ich vermied daher eben die Gelegenheit nicht, durch die ich mit dem Uebel hätte in Kontakt kommen können, um es solcherart gründlich von den Ärzten untersuchen zu lassen. Ich war hierin jedoch nicht so glücklich als mein Begleiter, der schon in den ersten Tagen unseres Aufenthaltes unter den Baumarys einen ganz netten Abflecks davontrug. Nach vier Monaten waren schon seine Füße so hübsch beblümt, wie hunder Kattun.

Das Uebel ist nicht erblich, sondern zeigt sich erst im dritten oder vierten Lebensjahre; auch hat es durchaus keinen benachteiligenden Einfluß auf die Gesundheit, denn die Baumarys haben einen so muskulös kräftigen Körper, wie ich ihn selten bei den übrigen Indianern des Purus gefunden habe.

Durch Ansteckung wird das Uebel auch auf andere, nicht zum Baumarys-Stamme gehörige Individuen übertragen; ja es erstreckt sich sogar auf das um und in den Wohnungen gehaltene Vieh, wie Hunde, Hühner, Papageien u. s. w. Selbst die Schnäbel der Papageien und die Klauen der Schweine tragen die Spuren dieser Parasiten.

Unser Dolmetscher, der alljährlich den Purus bereist und mit den Baumarys verkehrt, trägt fast jedesmal das Uebel davon, was bei unvorsichtigem, leichtsinnigem Umgange gar nicht einmal vermieden werden kann. Er heilt sich einfach durch Anwendung von Arseniksilber, wodurch bekanntlich verschiedener Parasitismus vertrieben wird. Deshalb auch möchte ich die Erscheinung für nichts anderes halten, als für ein, durch mikroskopische Tierchen hervorgerufenes und fortgepflanztes Uebel; obgleich verschiedene Reisende, die das Uebel bei anderen Nationen beobachtet haben, es aus der eigentümlichen Lebensweise entstanden erklären. Nicht allein die Heilbarkeit durch äußere Mittel, auch die Nichtbeeinflussung auf Geburt und Gesundheit, sowie die teilweise Uebereinstimmung mit der Morphea, bestärkt mich in dieser meiner Annahme. Allerdings hat die Lebensweise der Baumarys Eigentümliches, wie wir in der Folge sehen werden, aber auch andere Nationen leben in denselben Verhältnissen, in einem nicht weniger feuchten Medium, ohne auch nur eine Spur der Flecken davonzutragen. Wie sollte denn auch die Lebensweise zur Ursache des Uebels werden? Wie gesagt, gerne

hätte ich einen Abflecks zur gründlichen Untersuchung für die Ärzte mitgenommen, doch war ich darin nicht glücklich. Nur an unserem Dolmetscher und seinem Sohne hatte ich Gelegenheit, die rasche Entwicklung und Zunahme der Flecken zu beobachten.

Nicht weniger wie die Flecken erregte auch die Lebensweise der Baumarys unsere Verwunderung. Ich habe schon bemerkt, daß sie in auf dem Wasser schwimmenden Hütten wohnen. Allenthalben auf den Landseen und Kanälen trifft man diese Hütten an. Drei oder vier größere Balken nebeneinander liegend, mit einer Lage dichtgereihter Stäbe darüber, bilden die Grundlage dieser primitiven, an die Schweizer Pfahlbauten erinnernden Wohnungen. Zu beiden Seiten werden mehrere Holzbügel eingelassen; diese gegenseitig paarweise zusammengebunden und mit dünnen, aus Palmblättern geflochtenen Matten bedeckt. Damit ist der ganze Bau fertig.

Zwölf bis fünfzehn, selten mehr Hütten bilden ein Dorf, das bei bewegtem Wasser beständig umherkreist. Eine jede Hütte ist mittelst eines an langem Cipo befestigten Steines gleichsam vor Anker gelegt, um nicht eines schönen Morgens einmal mit ihren Bewohnern auf und davon zu schwimmen. Jede Bewegung des Wassers wirkt natürlich auf die Situation des Dorfes, das sich manchmal in wenigen Augenblicken um seine Achse dreht, was einem gewissenhaften Maler bei der Aufnahme desselben sehr störend sein möchte.

Begreiflicherweise hat das Leben in und neben solchen Hütten viel Seltsames und Unbequemes, was man erst recht erkennt, wenn man es selbst angesehen und diese Lebensweise selbst geführt hat. Da führen keine Gänge den Häusern entlang wie an Benedigs Kanälen; nur ein schwacher, aus Palmenblätter-Rippen errichteter Rost, der noch dazu meistens morsch und verwittert ist, führt um die Wohnung herum, natürlich ohne jegliches Geländer, und so läuft man stets Gefahr Hals und Bein zu brechen oder doch wenigstens zu stolpern und noch hinterher ins Wasser zu stürzen.

Immerhin führt dieses Wasserleben doch einige Vorteile mit sich. Die Bewohner der schwimmenden Hütten erfreuen sich einer größeren Reinheit der Luft, haben keine giftigen Schlangen zu befürchten und bleiben auch frei von anderem lästigen Getier. Namentlich sind diese Wohnungen weniger heimgesucht von den Moskito's, als es im Walde der Fall ist. Ein großer Uebelstand bleibt es jedoch, daß die Hütten eines solchen schwimmenden Dorfes nicht durch Brücken mit einander kommunizieren. Aller Verkehr, und um sich nur einige Wörtchen zu sagen, wird im Kanoe abgemacht. Es gehört wahrlich große Geduld, der ganze Starrsinn der Indianer dazu, um an solchen Wohnstätten Gefallen zu finden. Man muß sich darüber wundern, daß die Leute nicht eines solchen Lebens überdrüssig werden. Natürlich haben die Wohnungen auch keine andere Verbindung mit dem Lande, als das Kanoe.

Die Feuerstätten befinden sich nicht in den Hütten, sondern in dem nahen Walde. Soll das Essen zubereitet werden, so muß man mittelst des Kanoe's ans Land gehen. Zehn- und zwanzigmal den Tag muß man im Kanoe die Hütte verlassen, um aus dem nahen Walde das Nötige für die Bedürfnisse des Lebens herbeizuschaffen. Doch so unbequem das Leben auch ist, die Indianer halten fest am Althergebrachten und finden dasselbe nicht nur erträglich, sondern im Gegentheil sehr angenehm.

Während des niedrigen Wasserstandes jedoch, vom Juni bis Oktober, verlassen die Baumarys ihren Wasserbau, um an den Ufern des Purus ihre Hütten aufzuschlagen. Die aus reinem Sande bestehenden Ufer liegen dann lang, breit und flach da; sie bieten durchaus keinen Reiz, aber was kümmert der Indianer sich um Naturschönheiten? er denkt nur daran, seinen Hunger zu befriedigen, und deshalb bleibt er stets in der Nähe des Wassers, das ihm seine Hauptexistenzmittel, Fische und Schildkröten, liefern muß. Immer ist er eifrig mit dem Fischfange beschäftigt, aber in diesen Monaten wird auch fleißig nach Schildkröteneiern gesucht. Die Schildkrötenweibchen gehen nämlich um diese Zeit ans Land, um ihre Eier zu legen, zu welchem Zwecke sie Vertiefungen von 10—20 cm. im Sande machen. Die Anzahl derselben ist erstaunlich. Am Rio Branca zählte ich einmal 169 Eier in einem Loch. Die Eier werden dann mit Sand bedeckt, um so von der Sonne ausgebrütet zu werden. Stellenweise befinden sich die Schildkrötenester zu Tausenden auf den Praias, und der Indianer weiß dieselben mit großem Scharfsinn ausfindig zu machen.

Aus gewissen Waldfrüchten (Leguminosen) und aus einer knollenartigen Wurzel (nicht der Mandioca) wird Farinha (Mehl) bereitet. Diese Farinha schmeckt aber allemal sauer, und hat ein eigentümliches, gerötetes Aussehen, was daher rührt, daß die Baumarys, wie auch viele andere Indianerstämme Brasiliens, die Gewohnheit haben, ihren Körper mit Urucu, dem gewöhnlichsten Farbstoff, zu färben, welcher aus der Bixa urucana, dem brasilianischen oder wilden Orleanbaum, gewonnen wird. Bei der Zubereitung der Speisen, wie überhaupt bei allen Arbeiten, haben sich die Leute gegen die Moskitos zu wehren; sie schlagen deshalb öfters um sich, und wischen die lästigen Insekten ab, wobei immer ein guter Teil Schminke an der Hand sitzen bleibt, und diese sich allem, was damit ergriffen wird, mitteilt. So kann man ihnen nie einen Gegenstand in die Hand geben, ohne ihn mit dieser Schminke besudelt wieder zurück zu erhalten. So unappetitlich nun auch diese Farinha ist — und sie wird es besonders dadurch, daß sie stets feucht und obendrein schimmelig ist — so kam ich doch in die Lage, sie essen zu müssen.

Auf Mandioca-Farinha sind überhaupt alle Indianer ungemein gierig; sie ist der beste Köder, die Leute zu gewinnen. Während daher verschiedene Kulturpflanzen, wie Bananen, Kürbisse, Bataten und Cerá durch die Ne-

gates eingeführt werden, so wird aus besagtem Grunde die Mandioca nicht in den Tausch gebracht.

Die Baumarys und auch viele andere Indianer haben die Gewohnheit, Pincus, eine Art Stechfliegen, klein wie ein Nadelkopf, in den Mund zu nehmen und zu verschlucken, weil diese Tierchen wegen des meist angefogenen Blutes von süßlichem Geschmacke sind. Dies geschieht mit einer besonderen Fertigkeit, was mir bei meinen Versuchen nie gelingen wollte. Mehr aber noch befremdete es mich, die Leute gegenseitig sich die Läuse vom Kopfe lesen und verspeisen zu sehen. Dieses ekelhafte Ungeziefer gilt für einen besonderen Leckerbissen. Wenn nun einer dem anderen den Kopf säubert, so hat er das Recht, die abgelesenen Parasiten zu verzehren, was oft mit pedantisch lusternen Manieren geschieht. Da sieht man den einen, wie er die Kopfflechter auf der Hand oder dem Ruder ansammelt und sie dann einzeln begierig verschluckt. Ein anderer will seiner jungen Frau eine angenehme Ueberraschung bereiten und bringt ihr eine Handvoll Parasiten mit, die er vom Kopfe eines Nachbarn abgelesen hat. Die Frau ist gerade beim Frühstück und empfängt daher die Gabe des aufmerksamen Gatten mit um so größerem Willkommen. Da sieht man wieder einen alten Burschen, der schon Großvater sein könnte, Raubrecht an einem Knaben begehen, ihn packen und trotz allen Schreiens und Widerstandes die Haare durchwühlen und ihn nicht eher freigeben, als bis er seine Lust befriedigt hat. Der Knabe hatte die Beute sicher einem anderen zugebacht oder es hatte doch zum mindesten sein Vater das erste Unrecht auf diesen Leckerbissen. Hat nicht aber auch die Natur den Indianer darauf angewiesen, aus Allem, was sich ihm bietet, möglichen Nutzen zu ziehen? So sehen wir ihn auch alle die kleinen Bläschen, die Miteffer, die er sich aus der Haut herausdrückt, mit der gleichen Begier verzehren; die Früchte mit den Schalen und Kernen, Larven, Raupen, Maden und selbst Erde, Alles wird von ihm begierig in den unerfättlichen Magen versenkt!

Bei den Baumarys hatte ich Gelegenheit, ihre Art des Schildkrötenfanges kennen zu lernen. Gegen 30 Fahrzeuge der Baumarys und 20 der Spurinas (Nachbarn der Baumarys) hatten sich zu diesem Zwecke vereinigt. Es gestaltete sich eine ganz interessante Szene. Alles trieb auf den Fluten des Purus abwärts, die Männer mit Pfeil und Bogen, schußbereit, an beiden Enden des Fahrzeuges aufgestellt, während die Frauen und Kinder sich mit allerlei Arbeit und Spiel die Zeit vertrieben. Sowie sich eine Schildkröte an der Oberfläche des Wassers erblicken ließ, schwirrten auch schon die Pfeile dahin, ihr den Garaus zu machen. Diese Pfeile besitzen an dem einen Ende einen hölzernen Zapfen, in den ein kleiner eiserner Widerhaken eingetrieben ist. Eine lange, dünne Schnur verbindet noch den Zapfen mit dem Pfeilrohre. Diese Schnur wird so um das Rohr aufgerollt, daß sie sich beim Fortfliegen des Pfeiles von selbst ablöst. Der Zapfen

steckt nämlich nicht fest an dem Rohre und löst sich bei den Bewegungen der Schildkröte. Damit nun der Zapfen nicht verloren gehen und die verwundete Schildkröte nicht entweichen kann, schwimmt das Pfeilrohr mit der daran befestigten Schnur auf dem Wasser und zeigt somit immer die Richtung an, in welcher sich das verwundete Tier unter dem Wasser fortbewegt. Ist eine Schildkröte auf diese Weise gleichsam harpuniert, dann schießt das Kanoe gleich in Richtung des Pfeilrohres fort und das Tier wird behutsam an der Schnur heraufgezogen und gebunden, um am Abend in dem gemeinschaftlichen Käfig untergebracht zu werden. Man nennt diese Art des Schildkrötenfanges in der portugiesischen Sprache „den Fluß schlagen“ (Bator o rio), wohl richtiger den „Fluß räumen“.

Bei der Gelegenheit des Schildkrötenfanges sah ich auch die Art und Weise der Tötung derselben; doch glaube ich nicht, daß sie aus humanen Gründen geschieht, sondern vielmehr durch eine rohe Lust an allem, woran Blut und Leid klebt, bestimmt wird. Der Kopf des Tieres wird mit den Händen langsam hervorgezogen und ein dünner Stab von der Dicke und Länge einer Stricknadel in die Nasenlöcher hinabgetrieben. Dabei setzt sich der Schlächter ganz gemütlich auf den Boden, um den Stab immer auf- und abzutreiben, während Jung und Alt sich an dem zappelnden Tiere weidet. Das Tier zappelt freilich auch unbändig bei dieser Operation, und ich möchte annehmen, daß nur das Gefühl des Kitzelns es ist, wodurch eine tödliche Erschlaffung hervorgerufen wird; denn bei der Untersuchung fand ich weder die Lungen, noch sonst einen edlen Teil des Körpers verletzt. Eine Verletzung des Gehirns kann nach der Organisation des Kopfes nicht stattfinden. Das Tier ermattet sichtbar, indem die Bewegungen immer langsamer und schwächer werden, und die Füße endlich schlaff herunterhängen, aber das Leben erlischt nicht vollständig.

Bei der Zubereitung der Speisen verfahren die Paumarys, wie fast alle Indianer, höchst unsauber. Es ist ein Eckel, ihrer Kochwirtschaft zuzusehen. Die Schildkröten werden ungeschlacht auf einen Spieß gesteckt, um lebend gebraten zu werden; dabei ist allerdings das Brustschild am lebenden und zappelnden Tiere manchmal zur hinteren Hälfte mit einer Art aufgespalten, um die Gedärme und namentlich die Eier daraus hervorzuhoben, woraus besondere Leckerbissen bereitet werden. Gewöhnlich bilden Sand und Erde die Würze zu einem solchen Indianermahle.

Die Eßlust der Indianer und die unaussprechliche Gier, mit der sie nach allem langen, geht über alle Begriffe. Sie sind immer hungrig und haben vom vielen Essen meist einen ganz unflätigen Bauch. Sie kochen daher stets mehr als sie gebrauchen, und hätten sie das größte Wild erlegt, sie kämen, trotzdem sie kein Salz haben, nie in Verlegenheit, wie sie das Fleisch aufbewahren sollten. Da broddelt und siedet es in allen Töpfen und an Duzenden von Spießern über dem Feuer, und keine 24 Stunden

sind vergangen, so hat eine solche Familie alles verzehrt. Es muß immer ein Vorrat von Gerichten um sie herumstehen, um zu jeder Zeit essen zu können. Früh Morgens, noch bevor der Tag graut, denken sie schon ans Essen, verzehren rohe Früchte, wenn kein Braten vorhanden ist, und ebenso muß auch nachts, nachdem sie bereits geschlafen haben und zufällig wach geworden sind, dem Hunger Genüge gethan werden. Sie konnten uns nicht essen sehen, ohne sich neben uns niederzuhocken, wie die Hunde nach jedem Knochen zu haschen und ungeduldig dem Momente entgegenzusehen, wo wir uns erheben würden, um mit hastiger Gier über die Reste herzufallen. Doch habe ich diese Wahrnehmung nicht nur bei den Paumarys, sondern bei noch sehr vielen Indianerstämmen Brasiliens gemacht.

Weder bei den Paumarys noch sonst einem Indianerstamme am Purus, habe ich das Rauchen beobachtet, das doch sonst von fast allen Indianerstämmen mit Leidenschaftlichkeit getrieben wird; dagegen sind sie aber alle leidenschaftliche Schnupfer. Die Paumarys bauen zu diesem Zwecke Tabak, während die übrigen am Purus wohnenden Stämme sich der Blätter einer nicht beschriebenen Carica-Art bedienen. Das in denselben enthaltene Nikotin erzeugt im Pulver fast die nämlichen Wirkungen wie der wirkliche Tabak. Ich war schon lange begierig zu wissen, welche Pflanze als Surrogat des Tabaks diene, da ich sie schnupfen und doch keinen Tabak kauen sah, und war daher nicht wenig erstaunt, diese Carica-Art als diejenige zu erkennen, indem die Blätter im frischen Zustande durchaus keine narkotische Eigenschaften verraten. Die Blätter der Pflanze werden auf einem Gerüste über dem Feuer gedörrt und zu runden Tafeln übereinander gelegt, um noch einigemal gehörig durchzuschwizen. Wenn sie recht trocken sind, werden sie zusammengepreßt aufbewahrt. Zur Herstellung des Pulvers werden sie dann in einem flachen Topfe noch größerer Hitze ausgesetzt, bis sie sich zerreiben lassen. Man reibt sie alsdann mit den Händen so lange und so fein, bis sie zu Pulver geworden sind, und der Schnupftabak ist fertig. Nun die Dose und überhaupt der Schnupfapparat ist ein wunderliches Ding! Zwei Vogelfnochen, 10—20 cm. lang, werden etwas convergierend so miteinander verbunden, daß die Enden in die Nasenlöcher gesteckt werden können. Der Tabak wird in die flache Hand geschüttet und dann durch dieses einfache Instrument in die Nase hineingefogen. Ein großes Schneckenhaus dient als Tabakdose. Die Spitze desselben wird aufgebrochen und ein Stück Beinnochen hineingesteckt. Die Seite wird ganz sauber mit einem Stückchen Holz oder auch wohl mit einer Muschel dicht gemacht und dann verpicht und die Tabakdose ist fertig. Man muß sich wirklich darüber wundern, welche Unmassen von Tabak die Indianer als Nasenfutter verbrauchen! Jeden Augenblick wird der Tabaksbehälter hervorgezogen, bedächtig ein Teil in die linke Hand geschüttet, der Saugapparat in die Nase gesteckt und dann unter vielen grunzenden Lauten des Wohl-

gefallens das Pulver in die Nase hineingesogen. Männer, Weiber und Kinder huldigen diesem Vergnügen und es wird ihnen schwer, selbiges auch nur einen Tag lang zu entbehren.

Die Erziehung von Haustieren scheint bei allen Indianern Gegenstand besonderer Vorliebe zu sein. So erbarmungslos und grausam sie mit der Jagdbeute verfahren, so sorgsam sind sie jedem Tiere zugethan, das ihnen lebend in die Hände fällt. So sieht man nicht allein Unzen, Eulen, Urubus und jedes andere unschöne Tier mit Sorgsamkeit aufgezogen, sondern selbst noch die Frauen junge Hunde und Affen säugen. Die jungen Hunde werden nämlich schon verteilt, während sie noch blind sind und die Frauen übernehmen das Amt der Hündin. Hunde sind überhaupt bei den Indianern ungemein beliebt. Bei der großen Härlichkeit der Indianer gegen alle gefangenen Tiere, darf man sich daher nicht wundern, daß man selbst ganz wilde Tiere zu besonderer Zähmheit gelangen sieht.

Auffallend war es mir, in jeder der schwimmenden Hütten der Baumarys einen Hahn, aber kein einziges Huhn zu finden. Auf mein Befragen erfuhr ich, daß dieses Haustier einzig wegen des Krähens zum Wecken gehalten wird. Gewöhnlich existiert nur ein einziges Huhn zur Zucht im ganzen Dorfe.

Hinsichtlich des Charakters und des Gemüthes sind die Baumarys musterhaft zu nennen. Haben fast alle Indianer mehr oder weniger das Laster des Stehlens und der Treulosigkeit an sich, so habe ich die Baumarys als ehrliche durchaus zuverlässige, treue Wesen kennen gelernt. Schade um ihr kutanisches Leiden, das noch lange die brasilianische Regierung abhalten wird, Kolonisationsversuche mit ihnen zu machen. — Will der Indianer irgend eine Gemüthsstimmung, wie Verdruß, Aerger, Wohlgefallen u. s. w. bezeugen, so schlägt er sich mit der Hand hinter dem Kopfe aufs Haar.

Wie waren doch die Baumarys so ganz anders als ihre Nachbarn, die Ipurinas! Diese in ihrer Gier suchten uns bei jeder Gelegenheit zu bestehlen und ließen uns selbst das, was wir von ihnen gekauft oder von der Jagdbeute zurückbehalten hatten, nicht einmal mit Ruhe genießen. Jene dagegen brachten uns unaufgefordert bald das Eine, bald das Andere, waren immer bereitwillig zu Dienstleistungen und arbeiteten mit dem größten Fleiße und mit bewunderungswürdiger Unverdroffenheit. Bei der Arbeit singen sie mit ausgelassener Lust, trällern und schnarren eine eigene Weise, die an das Wesen des Spottvogels erinnert, etwa: Hé, né — hé, né, — ná, — ná, ná, ná, ná — éjé, éjé — yé, yé, yé — u. s. f. Anfangs glaubte ich wirklich, sie ahmten gewisse Melodien eines Vogels nach. Dabei suchen sie eine Fertigkeit darin, mit der Kante des Ruders im Vorbeifahren die von Kürbisartigem Geranke umstrickten Sträucher, die rund und kegelförmig aus dem Wasser ragen, zu behauen, und dies trifft wirklich mit solcher Genauigkeit zu, daß die Sträucher wie

mit einer Heckenscheere geschoren erscheinen. An dergleichen albernem Spielereien ergötzt sich Jung und Alt. Sehen sie einen Vogel in der Luft, eine Schildkröte oder dergleichen aus dem Wasser tauchen, so stellen sie mit aller Wichtigkeit Handbewegungen wie zum Schießen an — ein Spiel das nie ausbleibt. Dieselben kindlichen Narrenposen sieht man sie auch auf dem Lande begehen. Sie gehen im großen Gefolge nach dem Wasser, zeremoniös der Eine hinter dem Anderen, mit den Schildkrötenschildern auf dem Kopfe, um sie hineinzuworfen, falls die Jungen nicht vorziehen, diese als Zielscheiben für ihre Pfeile zu gebrauchen, zu welchem Zwecke zwei Stücke in Schußweite von einander im Sande aufgestellt werden, um auf diese Art stets beim Abschießen eines Pfeiles bei dem anderen Schilde wieder Stand nehmen zu können, so daß sie immer hin und herschießen. Diese Art der Schießübungen, vielfach auch nach Kürbischalen, habe ich auch bei anderen Indianerstämmen Brasiliens beobachtet.

Die Baumarys, Ipurinas, Catanigis und andere Indianerstämme am Purus tragen nur ein Suspensorium, das einfach aus einer Schnur besteht und vorne als Hülle eine große Quaste aus Baumwollensäden überhängen läßt. Die Frauen tragen eine Reihe langer Fransen an einer Lendenschnur. Besonders mühsam ist die Anfertigung der Halsketten der Frauen, und man muß sich wundern, wie sie mit ihren primitiven Werkzeugen aus dem harten Material, wie Knochen und Muscheln, solche geschickt verzierte und durchbohrte Stückchen zu machen imstande sind. Diese Halsketten, die aus mehr als hundert, meistens vierseitig ausgeschweiften, mit eingravierten Schnörkeln verzierten Knochen bestehen, erfordern zu ihrer Anfertigung viel Geduld und Ausdauer, indem nicht selten ein Jahr und darüber daran gearbeitet wird. Sie sind von den Indianern sehr geschätzt und bilden gewöhnlich das Geschenk, womit der Mann seine Neuvermählte oder Angelobte beglückt. Kein Gegenstand war so schwer zu erlangen als dieser, und oft erst nach tagelangem Zögern entschlossen sich die Frauen, ihn herzugeben. Die meisten dieser Halsketten werden von den Ipurinas verfertigt, und gegen hohe Preise erhandeln sich die Baumarys dieselben von ihnen, indem sie Lebensmittel dafür geben.

Die Frauen tragen keinerlei Kopfbedeckung, dagegen suchen die Männer jeden Schutz gegen die Sonnenstrahlen. Man sieht sie den Kopf mit aus Palmblättern geflochtenen Hüten und Tüchern oder einem zierlich geflochtenen Schirmstreif bedecken, der wie ein Kranz auf dem Haupte ruht und noch besonders den Zweck hat, das Haar zusammenzuhalten. Es kleidet sie dies recht gut und könnte als ein Musterstück von Flechtarbeit gelten.

Wie alle Indianer, sind auch die Baumarys sehr abergläubisch und hängen fest an althergebrachten Glauben und Vorurteilen der Väter. Daher kommt es auch, daß unter den verschiedenen Stämmen so große Uebereinstimmung in Märchen, Ideen und Spukgeschichten herrscht.

Träume und Stimmen wenig bekannter Vögel haben eine hohe, oft geisterhafte Bedeutung. Läßt eine Schlange über den Weg, so gibt es ein Unglück. Schreit der Himmar-Vogel, so gilt dies als Vorbote des Todes. Das Baca, ein Nagetier von der Größe und Gestalt eines Hasen, soll von der giftigen Sururucu-Schlange abstammen, wohl aus dem Grunde, weil den Indianern kein Fall bekannt ist, daß dieselbe je ein solches Tier gebissen hat. Den Urubu-Tinga nennen sie den König der Geier. Es geht der Glaube unter ihnen, daß jeder Pfeil, mit den Federn dieses Vogels versehen, sicher sein Ziel treffe. Eine Flinte, die einmal einen Urubu erlegte, soll kein Glück mehr haben. Die Häutung eines Insektes, die Mauser eines Vogels wird für eine Lebensverjüngung angesehen. Nach den Begriffen der Indianer soll der Schmetterling aus einer Blume entstehen. Schlangen sollen aus Menschenhaaren hervorgebracht werden. Krokodile sollen heulen und weinen, um neugierige Tiere anzulocken und zu verzehren. Gewissen leblosen Gegenständen wird eine geheime, übernatürliche Kraft zugeschrieben, wie z. B. einer grünen Steinart, den steinartigen Gebilden aus den Köpfen gewisser Fische, die als Talismane hochgeehrt werden und nur mit äußerster Mühe zu erlangen sind. Will der Indianer Fische fangen, so glaubt er fest, seine Absicht nicht auf dem Wasser äußern zu dürfen.

Die Krankheiten der Paumarths und anderer Indianer am Purus beschränken sich im allgemeinen auf Hautkrankheiten, Fieber und Unterleibsbeschwerden, namentlich Leberleiden und Unterleibsentzündungen; weniger werden die übrigen feineren Teile, wie die Respirationsorgane etc., afficiert, was im vollkommenen Einklange mit den klimatischen Verhältnissen und der Lebensweise steht. Ueberall atmet der Indianer freie Luft, hat keinem Lebensberufe nachzuhängen, der ihm die Brust beengt noch sonstwie Anomalien im Oberkörper hervorruft. Bei der Unmäßigkeit im Essen und Trinken scheint die Verdauung nur unter dem Zutritt reichlicher reiner Luft ihr ganzes Wunder zu üben, da Fälle von Verdauungsbeschwerden oder Magenübeln zu den Seltenheiten gehören. Die übermäßige Eßbegierde äußert aber ihre Folgen in den Unterleibsbeschwerden.

Tiryns.

Von Artillerie-Hauptmann E. Böttcher.

(Schluß.)

In Capua und Cumae fand man schichtenweise Grabanlage, fand man in einer Anhöhe römische Gräber, die bis 5 m. unter der Oberfläche liegen und auf griechischen erbaut sind, die bis 12 m. tief hinabreichen und auf noch älteren aufliegen, die bis 18 m. tief zum Meeresniveau reichen. Und die Einrichtung? Man betritt eine vornehme Gruft durch eine Vorhalle, nach welcher sich oft bis neun und mehr Gemächer öffnen, ganz nach Art eines

antiken Hauses, der Boden ist gepflastert, die Decke gemalt, Säulen tragen und gliedern den Bau, Pilaster die Wände und überall erblickt man prächtige Ausschmückung mit Marmor, Marmor, Fresken in roter, gelber und schwarzer Farbe. In einem solchen Bau zu Canosa (Canusium, Blütezeit 400 v. Chr.) fand man unverehrt auf kostbarem Ruhebetten den toten Inhaber vor, und dieses Ruhebett stand inmitten des Raumes, welchen Schliemann das Megaron nennt, auf einem kreisförmigen Mosaikboden, unter der säulengestützten und wie ein Balkendach gemalten Decke! — Hierzu noch ein Wort: Dieses Beispiel zeigt die Bestattung einer nicht verbrannten fürstlichen Leiche. Niemand bestreitet, daß die Beisetzung von Aschenurnen sich in gleicher Weise vollzog, es sind sogar (worauf kürzlich in der „Zeitschrift für Ethnologie“ aufmerksam gemacht wurde) die Knochenreste und Schmucksachen genau nach der Ordnung, die dem unverbrannten Körper entspricht, in die Aschenurnen gelegt worden. Ob in Tiryns auf dem kreisförmigen Stuckboden (dem vermeintlichen „Herd“ des Megaron, s. „Tiryns“, S. 253) inmitten des mit Malerei geschmückten Gemaches der Sarkophag oder die Urne des Toten stand, bleibt vorläufig ungewiß.¹ In den Ausgrabungsberichten wird komischerweise als selbstverständlich vorausgesetzt, daß seit dreitausend Jahren niemand an dieser Stätte gewühlt habe, aber der gesunde Menschenverstand sagt sich, daß die Beraubung derselben wahrscheinlicher ist. Es will also wenig sagen, wenn die toten Inhaber dieser Räume nicht mehr oder noch nicht vorgefunden worden sind — wo sind diejenigen der Pyramiden geblieben? — oder wenn Aschenurnen nicht erkannt worden sind. Wir drücken uns mit Vorbedacht so aus, denn im 4. Kapitel werden als Analoga zu tirynthischen Urnen zahlreiche auswärtige Aschenurnen aufgeführt, aber Schliemann hütet sich wohl, die gleichgestalteten tirynthischen mit dem rechten Namen zu nennen, obgleich sie so sicher Aschenurnen sind, wie die tausend, welche er nach eigener Angabe früher in Hisarlik-Troja gefunden hat. Seitdem wir uns überzeugen mußten, daß Schliemann seinen Gulenvasenstreit nur mit Unterdrückung der Wahrheit, nämlich auch Urnen mit menschlichen Gesichtern (d. h. mit Mund und länglichen Augen) gefunden zu haben, geführt hat (vgl. „Zeitschrift für Ethnologie“, 1883), trauen wir ihm auch die Verheimlichung von Aschenurnen zu. Uebrigens sind auf Tiryns auch über 50 Skelettgräber gefunden worden, deren byzantinisches Nationale uns zum Teil sehr zweifelhaft erscheint, namentlich wo solche Gräber innerhalb der meist tempelartigen Räume² bis unter den antiken Estrich reichen (S. 351).

¹ Wir behalten uns vor, unsere besondere Wahrnehmung hierüber an anderer Stelle zu veröffentlichen, da uns das Buch „Tiryns“ lehrt, wie häufig man über unsere Gedanken, wo es paßt, seinen Doktorhut gestülpt hat.

² Fronte des Schiffsals, daß sich nun ohne Mühe in den meisten der „Palast-Gebäude“ auf Tiryns der Grundriß des